

Nr. 213. Bromberg, den 16. September 1930.

Der Hohlofenbauer.

Roman von Gustav Schröer.

(15. Fortsetzung.)

„Deinen Leichdörnern glaub ich nit“, widerspricht der Hohlöfner lachend. „Die gehen mit dem hundertjährigen Kalender.“

„Stimmt der etwa nit?“ fragte der Seifert. „Ich hab's beabsolviert.“

„Und?“ fragt der Hohlöfner rasch.

„Hm, ja, dies Jahr nit“, zuckt der Seifert zurück.

Da fällt der Ender ein. Hätte er lieber den Mund gehalten. Nun macht er der Männerrunde den Hanswurst. Er hat eine blecherne Stimme, und die preßt er extra noch; denn er will weise sein und seine große, erschütternde Botschaft diplomatisch vorbereiten.

„Nix stimmt mehr“, sagt er. „Ist heutzutage überhaupt eine ganz andre Welt.“

„Hast recht“, nickt der Hohlöfner, und in seinen Augenwinkeln wird der Neckteufel lebendig. „Hast recht, Ender. Eine ganz verteixelte Welt.“

„Nix mehr von Ruhe und Ordnung“, der Ender rückt sich auf seinem Stuhle zurecht. „Aber woher kommt das? Ich sage, das geht von der Schule aus. Da kriegen sie das mit, das sie unruhig macht. Ist das nötig, frag ich einen Menschen, daß die Kinder auf der ganzen Welt herumgejagt werden? Ich hab gut rechnen gekonnt, aber bloß bis zu den Brüchen.“

„Da war's alle?“ fiel der Hohlöfner ein. Eben brachte ihm sein besonderer Freund, der Wirt, ein volles Glas, trat hinter ihn, fuhr ihm mit der Hand in das dichte Wuschelhaar und zauste es. Der Griff war nicht zart und war eine Mahnung: Mach's nit gar zu arg. Heinrich Korn lachte.

„Da war's alle“, keifte Ender in leichter Erregung. „Hab aber auch mein Lebtag die Brüche nit gebraucht. Was nützen dem Bauern die Brüche, wenn er keine gerade Furche ackern kann?“

Dagegen war nicht viel zu sagen. Zwar, der Hohlöfner hätte auch das besser gewußt, aber er schwieg und verkniff nur den Mund.

„Ist das erhört, wie die Kinder heutzutage sind?“ fuhr Ender fort. „Wissen alles besser, fahren den Alten übers Maul . . .“

„Wenn sie sich's gefallen lassen“, knurrte Korn, und Ende hatte doch gerade ihm wohltun wollen. Er war einen kleinen Augenblick verdutzt und setzte es dann hin, wie wenn er einen Trumpf auf den Tisch hiebe: „Kommen heutzutage schon ganz anders auf die Welt.“

Jetzt konnte sich der Hohlöfner bei dem besten Willen nicht mehr halten. Alles was recht ist, aber wenn einem der Mensch solche Gelegenheit zu einem Jux gibt, dann soll ein anderer den Mund halten, der Hohlöfner kann's nicht.

Heinrich Korn klatschte sich mit der flachen Hand auf den Schenkel, daß es knallte, lachte in die Kastanie hinauf, daß die Blätter rauschten, neigte sich vor, sah dem Ender in das Gesicht. „Leute, Leute! Dunnerlichting! Jetzt muß ich mich aber dazuhalten, daß ich den Großvater noch erleb. Die Kinder kommen heutzutage schon ganz anders auf die Welt? Hahaha! Wie denn, Mensch? Wär's am Ende doch wahr mit dem Storch?“

Selbst Widuwilds Vater nahm die Pfeife aus den Zahnstummeln und verzog den eingefallenen Mund zu einem Lächeln. Alles was unter den siebzig war, lachte aus vollem Halse. Auch Ender lächelte.

„So hatte ich das nit gemeint“, wehrte er sich. „Mußt halt alles verdrehen, zumal wenn **ich**'s sage.“

„Gar nit, Ender, aber, Dunnerlichting, wenn du es einem so an den Kopf schmeißt, da soll der Mensch nit auffangen? — Nix für ungut. Prost.“

Widuwilds Vater, der sich den Gummi von einer Bierflasche auf das Pfeifenmundstück gesteckt hatte, damit sie besser hielte, bohrte die Pfeife wieder in den zahnlosen Mund und paffte.

„Im übrigen hat er recht, der Ender“, trotzte er gegen den Hohlöfner. „Ich dürfte nit Schulmeister sein, soviel sag ich. Der alte Kantor Heider hat jede Woche ein halb Dutzend Haselstöcke gebraucht. Ich war der Lieferant.“

„Heute brauchen sie keine Haselstöcke mehr, heute brauchen sie eine Bibliothek und ein halb Dutzend Karten und die ganze Wand voller Bilder“, trumpfte Ender auf.

Er erzielte die Wirkung, die er erhofft. Die Bauern sahen ihn fragend an, und selbst der Hohlöfner schwieg.

„Das ist der neueste Antrag“, dozierte Ender. „Gestern in der Schulvorstandssitzung ist er vorgebracht worden. Fünfundsiebzig Bücher auf einmal will der Kantor anschaffen.“

„Jesses, Jesses“, stöhnte Adam Hercher, „das ist ja mehr, wie eine Kuh in ihrem ganzen Leben fressen kann. Jesses, das ist ja wohl ein ganzer Schrank voll auf einmal.“

Der Hohlöfner sah Ender ernsthaft fragend an. „Wenn das wahr ist, was du sagst . . .“

„Ist wahr, so gewiß ich da hier auf dem Stuhle sitze“, belferte Ender.

Korn hob beruhigend die Hand. „Koller doch nit immer gleich wie ein Truthahn, wenn er ein rotes Tuch sieht. — Also, wenn das wahr ist, dann ist das nit mit den paar Worten abgemacht, die du gesagt hast, dann steckt mehr dahinter. Kantor Ritter ist keiner, der nit wüßte, was er macht und nit wüßte, was er der Gemeinde zumuten kann.“

„Wenn sie etwas verlangen, ist einer wie der andre“, keifte Hercher.

„Red, Ender.“ Der Hohlöfner beachtete Herchers Einwurf nicht.

„Was ist da groß zu reden? Er hat uns einen Zettel auf den Tisch gelegt. auf dem er die Bücher angestrichen hatte, die er haben will.“

„Und was sollen wir zahlen?“

„Zahlen? Jedes Jahr sechs Mark.“

„Aha. Und was sind das für Bücher?“

„Geschichten halt.“

„Bloß Geschichten?"

„N—ein. Da waren auch andre drunter. Solche von den Kühen und Pferden und vom Düngen."

„Und wie war das mit den Karten?"

„Eine neue von Deutschland."

Der Hohlöfner nickte. „An der alten ist nit mehr viel ganz."

„Und Europa."

Widuwilds Vater fuhr hoch. „Etwa auch von Frankreich?"

Ender nickte.

Da hieb Widuwild auf den Tisch. „Ist das nit das Geld zum Fenster hinausgeworfen? Ich frage einen Menschen: Ist das nötig? Ich bin Anno siebzig bis in Paris gewesen und hab das vorher nit einmal dem Namen nach gekannt."

„Außerdem", holte Ender nach, „sollen wir ihm Krausen Edmund seinen Teich herrichten. Da sollen die Kinder im Sommer baden."

„Kreizdeibel", brauste Hercher auf, „ist er denn verrückt geworden? Vom Baden wird der Mensch bloß krank auf der Brust. Ich hab mich mein Lebtag noch nit gebadet, aber ich bin auch nie krank gewesen."

„Und . . ." Ender setzte abermals zum Sprechen an.

„Noch mehr?" fragte Heinrich Korn gespannt.

Ender nickte. „Und Bilder will er haben. Solche, wo der nackigte Mensch drauf ist und andre mit Vögeln und Krankheiten der Pflanzen, sagt er, und einer Eisengießerei und noch viel mehr. Die Steuern, Leute, die Steuern! Das kann die Gemeinde nit tragen."

Das war das Losungswort. Etliche der Bauern, voran der Hohlöfner und der Schmied, saßen nachdenklich auf ihren Plätzen. Die andern redeten durcheinander. Sie fuhren schweres Geschütz auf, und je gröber die Schläge wurden, um so mehr wetterleuchtete es in des Hohlöfners Gesicht. Er ließ den Sturm vorüberbrausen und schwieg, so oft sich auch einer fragend unmittelbar an ihn wandte.

Der Sturm war verebbt. Heinrich Korn strich über den Tisch. „Ich komme eben von meinem Angeracker."

Sie sahen ihn verdutzt an. Was hatte der Angeracker mit Kantor Ritters Wünschen zu tun?

„Ich komme eben vom Angeracker. Das alte Leiden. Hab keinen schlechten Samen genommen, aber er war doch wieder lange nit gut genug." Die Gesichter wurden länger.

Heinrich Korn sah sich in der Runde um. „Lange nit gut genug", wiederholte er. „Die Ähren nit gleichmäßig, Wicken und Winden und blaue Blumen, im ganzen die Frucht nit stämmig genug. Wie bei mir, so ist's bei euch, Nachbarn, und ich bin gut dafür, daß wir auch wieder den Brand in den Weizen kriegen. Ist das eine Art? Nein, sage ich. Und das liegt nit am Acker, das liegt an uns. Wir wohnen zwar auf der Höhe, aber wir *sind* nit auf der Höhe. Die Zeiten sind vorbei, Nachbarn, daß der dümmste Bauer die größten Erdäpfel hatte. Mit der Dummheit ist kein Geschäft mehr zu machen, sonst", der Hohlöfner hatte ein spöttisches Lächeln um den Mund, „wären meine Scheunen schon lange zu klein."

Wieder faßte ihn sein Freund, der Wirt, in den dichten Schopf. Korn schüttelte die Hand lachend ab. „Spaß beiseite, Nachbarn. Das muß anders werden. Heut übers Jahr haben wir eine Reinigungsanlage oder . . ."

„Ich will dem ganzen Dorfe den Hanswurst machen", fiel der Schmied anzüglich ein.

„Dunnerlichting", der Hohlöfner schlug sich auf den Mund, „um ein Haar hätte ich's gesagt, und ich hab mich doch verschworen, daß das nit wieder aus meinem Maule kommt. Aber so ist's, wenn man sich an etwas gewöhnt hat. — Also: Wir müssen anders wirtschaften, und ich denke, jeder von uns wird mir recht geben. Das aber, Nachbarn, kann der *dumme* Bauer nit. So sehe ich das an, wenn Kantor Ritter dies und jenes haben will. Ist zuviel auf einmal. Das Baden streichen wir. Dafür bin ich auch nit. Und ein paar Karten werden sich auch herunterhandeln lassen, aber im ganzen hat er recht. So ein Bauernjunge kann gar nit genug lernen. Ich seh's an meinem Jungen." Heinrich Korn holte zu dem großen Schlage aus, auf den er sich die ganze Zeit über vorbereitet. „Was er in jungen Jahren nit gelernt hat, muß er jetzt nachholen."

„Ja du mein", fragte der Büttner, „ist er denn auf Schulen?"

„Ja, er ist auf Schulen", antwortete der Hohlöfner mit so eindringlichem Ernste, daß er nur den Schmied nicht täuschte. Der lächelte vor sich hin. Das ärgerte Korn. „Brauchst nit zu lachen, Schmied. Es ist mir heiliger Ernst. — Leute, worunter leiden wir denn alle miteinander? Darunter, sage ich, daß einer den anderen nit kennt. Wir die in der Stadt nit, die in der Stadt uns nit, der Hohe nit den Niederen, der Niedere nit den Hohen. Ist's so oder ist's nit so?"

Er sah sich fragend in der Runde um. Die Bauern nickten ihm zu.

„Dabei kommt nix weiter heraus, als daß einer den anderen schlecht macht. Der Städter tut, als wüchsen uns die fetten Schweine binnen Ja und Nein von selber zu, der Bauer, als brächte der Städter die Sonntagskluft überhaupt nit vom Leibe, der Arbeiter, als wüßte sein Herr nit, was Sorgen sind, der Herr, als habe der Arbeiter kein Herz nit im Leibe. — Vater, hat mein Junge gesagt, — es war letzte Himmelfahrt, ich weiß den Tag noch wie heute, denn sowas vergißt man nit, — Vater, ich muß einmal sehen, wie andere Leute zurechtkommen. Das ist kein Kunststück nit, dem Hohlöfner in Schönbach sein Einziger zu sein. Ich will mir das, was ich einmal erbe, verdienen. Ich hab den Jungen angesehen wie die Kuh das neue Tor. Bist du übergeschnappt? hab ich gefragt. Gar nit, spricht er. Was ich euch vorhin gesagt hab, das stammt nit von mir, Nachbarn. Das geht von meinem Jungen aus. Daß er immer ein Sinnierer war, das hab ich gewußt, aber das hab ich nit gewußt, daß er so weit dächte. Und ich konnt ihm nit Unrecht geben, wie ihr mir nit Unrecht gegeben habt. Lange genug habe ich mich dagegen gewehrt. Nun habe ich nachgegeben, weil dem Jungen sein ganzes Herz daran hing, und weil er recht hat. Verwichen ist er in die Stadt gegangen. Zu Fuß, obwohl wir die Pferde im Stalle haben. Er hat's nit anders getan. Jetzt ist er in der Schule und in der richtigen. Er ist", das ging dem Bauern schwer über die Zunge, „in der Grube."

Widuwilds Vater paffte stärker und schmatzte dabei lauter als sonst. Die anderen sahen verlegen nach den Seiten. War die Uneinigkeit zwischen Vater und Sohn um des Marieles willen so groß? Der Einzige vom Hohlofenhofe in der Grube? Heinrich Korn lächelte die Nachbarn mit dem ehrlichsten Biedermannsgesicht an. Das Schwerste war überstanden.

„Ihr denkt, das ist der alte närrische Hohlöfner. Nein, Nachbarn, diesmal nit. Ich weiß, was ich mache, und mein Junge weiß es auch. Sechs, acht Wochen wird er in der Grube bleiben, vielleicht auch nit so lange, vielleicht länger, wie's trifft. Dann geht er in die Gießerei, wo sie unsere Maschinen machen, dann in die Fabrik, dann kommt er heim, und dann ist er einer, der sagen kann, mir braucht keiner was vormachen, ich bin die Schulen selber durch. — So, Nachbarn, nun braucht sich keiner mehr den Kopf zu zerbrechen. Wir sind nit uneins auseinander gegangen. Ich stehe zu meinem Jungen, wie er zu seinem Vater steht. Aber das sage ich: Was er gemacht hat, das müßten eure Jungen auch machen. Das Dorf soll die Stadt bei ihrer Arbeit aufsuchen, die Stadt das Dorf bei seiner. So gehts vorwärts und anders nit. Alles was ohne *die* Unterlage geredet wird, das wird in die Luft geredet und bringt uns auseinander, aber nit zusammen."

Das sprach der pudelnärrische Mann in ehrlicher, tief innerer Erregung. Sein Gesicht war überstahlt von ernstem Wollen. Er glaubte an sich und seine Sache, hingerissen von den eigenen Gedanken, vergessend die Ursache. So riß er sie denn auch alle aus Zweifeln und Unsicherheit empor. Sie dünkten sich klein ihm gegenüber, neideten ihm heimlich Lebensklugheit und Großzügigkeit und duckten sich, als er es wie Hagelschauer über die Köpfe prasseln ließ: „Denkt mancher, er kennt die Welt, weil er seine Ochsen nach Schleiz zum Wiesenmarkt getrieben hat und sieht doch ewig nit über seinen Misthaufen hinaus. Dabei fängt die Welt erst an, wo er denkt, sie hört auf. Macht's nach, Nachbarn, und ihr sollt sehen, was nach uns für Kerle kommen."

„Man weiß wahrlich nit, was man sagen soll", bemerkte der Schmied, der als einziger noch nicht ganz mit seinen Zweifeln fertig wurde. Die harmlose Plauderei und Neckerei war vorüber, langsam schob einer nach dem andern seinen Stuhl unter den Tisch und ging heim. Der Schmied schloß sich dem Hohlöfner an. „Heinrich", sagte er draußen,

„man weiß bei dir niemals nit, wie man dran ist. Ich kenne dich, aber heute . . . Ist das wirklich wahr, was du da gesagt hast oder . . .“

Heinrich Korn sah ihm ernst in das Gesicht. „Das ist wirklich wahr. Das soll mein Junge.“

Er brachte es vor des Meisters ehrlichen Augen doch nicht fertig zu sagen: Das will er. Der Schmied aber machte den feinen Unterschied nicht. Er reichte dem Manne, den er nachbarlich lieb hatte, und auf den er heimlich stolz war, die Hand.

„Heinrich, dann sage ich: Alle Achtung vor euch beiden, vor dir und deinem Rudolf. Und — jetzt sei vernünftig und bring das andere auch in Ordnung.“

Der Ausdruck der Achtung aus so wortkargem Munde hatte Heinrich Korn belastet, die freundschaftliche Mahnung, die er durchaus verstand, befreite den alten Hohlöfner in ihm.

Schelmisch zwinkernd, fragte er: „Das — andere? Etwa mit . . .“

„Stell dich nit so dumm“, brauste der Schmied auf.

„Natürlich mit dem Mariele.“

„Ach so. Ja, hm. Von mir aus . . .“ Korn zuckte die Achseln.

„Himmel, Herrgott, sei nit so ein Bock! Weißt du denn immer noch nit, was du an deinem Jungen hast?“

„Das weiß ich. Und auch was ich an dem Mädel hätte, weiß ich, aber die fünftausend Taler muß sie mitbringen. Anders nit.“

„Dann gib sie ihr doch, wenn du gar so verbohrt bist.“

„Damit ihr mich auslachen könnt?“

„Hansnarr, es lacht dich keiner aus“

„Das weiß ich besser.“

„Nix weißt du. Das sage ich dir, wenn . . . Quatsch, ich sag nix. Aus ist's zwischen uns, wenn . . .“

Und der Hohlöfner mit dem alten, an ihm gewohnten übermütigen Gesicht: „Darüber reden wir noch einmal. Leb wohl, Nachbar.“

Er ging heim, belastet und befreit zugleich. Es war ausgestanden. Was vorhin im Wirtshausgarten geredet worden, wurde jetzt bereits in dem und jenem Hause erörtert und war morgen durch das ganze Dorf gewandert. Damit konnte der Hohlöfner zufrieden sein. Es würde mancher und manche den Kopf schütteln, aber sie würden sich alle langsam an den Gedanken gewöhnen, daß hier eine ungewöhnliche Großzügigkeit vorliege, die sie zwar nicht nachahmen würden, die sie aber achten mußten.

(Fortsetzung folgt).

Periodik der Seuchen.

Von Dr. med. G. Zenker-Leipzig.

Wie die Mannigfaltigkeit der Chemie auf Zahlenverhältnissen beruht und wir bei den Gewichten der einzelnen Elemente immer auf eine unter der Herrschaft der Siebenzahl stehende Periodizität stoßen, so herrscht auch in der Welt der Töne und des Lichts die Oktave. „Die Zahl ist das Wesen aller Dinge“, lehrte der große Philosoph Pythagoras. Er selbst hat zwar nichts Schriftliches hinterlassen, aber seine Aussprüche haben Plato, Aristoteles und Philolaos uns überliefert. „Keine Täuschung duldet die Natur der Zahl“, ist der Leitsatz des letzteren. Alles, was ist, sei es belebt, wie Pflanze und Tier, oder unbelebt, wie das Anorganische und die Welten, die sich aus ihm bilden, gehorcht einem bestimmten zahlenmäßigen Rhythmus. Und so zeigen auch verschiedene epidemische Krankheiten, vor allem die Weltseuchen, wie Weininger, Lamont und Mewes nachgewiesen haben, diese Periodizität. Sie erscheint als kosmisch gebunden und dürfte mit dem Zyklus der Sonnenflecke in engster Beziehung stehen. Aber nicht nur die Strahlen der Sonne sind es, deren Wirken das Wohl und Wehe aller Kreaturen und in erster Linie das der Menschen beeinflußt, sondern auch der Mond wirkt auf mancherlei Lebensvorgänge. Es ist daher durchaus nicht sinnlos, wenn der Volksglaube das Keimen der Saaten, das Wachstum der Pflanzen, das Besprechen der Krankheiten und das Nachtwandeln der Somnambulen mit den Mondphasen in Verbindung bringt. Mondlicht hat ganz besondere Eigenschaften: es ist polarisiertes Licht und wirkt infolgedessen anders als das gewöhnliche. Der große schwedische Forscher Svante Arrhenius wies nach, daß im besondern die Epilepsie in der Häufigkeit ihrer Anfälle unmittelbar durch die Stellung des Mondes zur Erde beeinflußt wird. Wie Ammann bestätigt, findet im zweiten und vierten Viertel ein Maximum dieser Attacken statt. Fließ und Schieper habe beobachtet, daß sich zur Zeit des Neumondes die Fälle von Asthma, Herz- und Leberleiden häufen, daß Lungenleiden sich dann verschlimmern und die Zahl der Masern- und Scharlachkranken wachsen soll. Die letzten Ursachen dazu vermutete man in den von dem Satelliten unserer Erde bedingten Schwankungen der Luftelektrizität. Soviel steht fest, daß sich hier manche Gedankengänge der Astrologen und Astronomen treffen. Die Welt ist ein großes harmonisches Ganzes, ein wirklicher Kosmos, in dem unlösbare Beziehungen zwischen seinen einzelnen Teilen bestehen. Die unsichtbaren Räder des Weltenuhrwerkes greifen alle ineinander, und die wechselnden Einflüsse von Sonne und Mond strömen rhythmisch auf die Erde und ihre Bewohner herab.

Von der Furchtbarkeit früherer Pestepidemien machen wir uns jetzt keine Vorstellung mehr. Als die Pest erstmalig im Jahre 1346 von China aus durch Asien nach Europa zog, vernichtete sie ein Viertel der von ihr betroffenen Menschheit. Die lapidare Sprache der Zahlen meldet Grausiges vom Siegeszug des „schwarzen Todes“, der im 14. Jahrhundert in Deutschland allein fast 1½ Millionen Menschen hinraffte. Verfolgen wir die einzelnen Ausbrüche dieser furchtbarsten aller Seuchen, so stößt uns in ihrem zeitlichen Verlauf die Zahl 11 und ein mehrfaches von ihr, so 55½ Jahre, als periodische Herrscherin auf. Rudolf Mewes glaubt den Schlüssel dazu in der Tatsache gefunden zu haben, daß die Pest besonders durch die Schmarotzer von Nagetieren übertragen werde und daß diese wieder ihre Wanderungen periodisch mit den Sonnenflecken ausführen, deren Maximum bekanntlich alle elf Jahre erfolgt. Nur dürfen wie diese Sonnenfleckenmaxima nicht allein für die Epidemien verantwortlich machen. Wir brauchen dazu Projektionen bis an die Grenzen unseres Sonnensystems, müssen ein periodisch immer wiederkehrendes Zusammenstehen verschiedener Planeten mit ins Auge fassen. Und noch mehr: Wir wollen uns darüber hinaus der neuesten Forschungen erinnern, die in bestimmten, den vom Radium ausgehenden verhängnisvollen Gammastrahlen verwandten Strahlungen unheimlich zerstörende Kräfte entdeckt haben. Es ist wissenschaftliches Neuland, was wir hier betreten; es sind die sogenannten Ultragammastrahlen, die aus unendlichen Weltfernen unserer Erde zugesandt werden. Aber auch sie gehorchen dem Gesetz der Zahlen, jenem Rhythmus, der durch die wechselnde Stellung unseres Erdsteins zum ganzen Himmelsgewölbe bedingt ist und den die Elf oder ein Mehrfaches von ihr beherrscht. Durch alle diese Faktoren entstehen Änderungen des erdmagnetischen Feldes und damit eine periodische, leichtere Passierbarkeit der Atmosphäre für lebensbedrohende Strahlungen, die sich für uns Menschen in der Gestalt von Seuchen auswirken dürften. Gleich gut wie für die Pest stimmt das auch für die Cholera, ihre Elfjahrperiodizität ist wiederholt bewiesen worden. Große Epidemien von ihr decken sich fast immer mit einem Sonnenfleckenmaximum. Ähnlich ist es auch nach Kritzinger mit der Grippe. Beim Typhus scheinen periodisch eintretende Sonderstellungen der großen Planeten zur Sonne mitzuwirken. Doch brauchen wir deshalb uns nicht zu fürchten. In moderner Hygiene und Körperpflege haben wir uns einen sicheren Panzer gegen „übelwollende planetarische“ Kräfte geschaffen, und so wird uns das nächste Sonnenfleckenmaximum nicht mehr den Schrecken schaffen, wie ein nahender Komet oder eine Sonnenfinsternis ihn unseren Vorfahren einzujagen pflegten.

Aphorismen.

Von H. M. Heidrich.

Vornehmlich der Egoist altert frühe.

*

Wahrhafte Wohlerzogenheit bedarf zur Betätigung nicht erst der Beobachtung anderer.

*

Die Reise zum Himmel sollte mit dem Leben, nicht mit dem Tode begonnen werden.

Eine Stunde vor Mitternacht.

Skizze von Hans Greifenstein.

Im Westen neigte sich die blasse Herbstsonne zum Untergang. Rauschend fuhr ein kühler Wind durch die Wipfel des Parks und die schwermütige Pracht der Astern und Georginen. Fröstelnd schmiegte sich das junge Mädchen in den Arm des Mannes: „Ach, Andre, wenn ich nur wüßte, weshalb der Vater so sehr gegen dich eingenommen ist! Noch heute hat er mir erklärt, daß von einer Heirat zwischen uns beiden gar keine Rede sein könne, und er wünsche nicht, dich kennen zu lernen."

In den dunklen Augen des Mannes blitzte es spöttisch auf: „Das ist doch ganz klar! Gerhard Walden, dem du neulich den Laufpaß gegeben hast, obwohl er deinem Vater so genehm war, hat gegen mich gehetzt. Ein Schwiegersohn, der einmal eure Fabrik übernehmen kann, ist deinem alten Herrn natürlich lieber als ein hergelaufener Künstler wie ich."

„Andre, so darfst du nicht sprechen. Gerhard ist ein solch grundehrlicher anständiger Charakter. Als ich ihm sagte, daß ich ihm nicht angehören könnte, hat er mich noch gebeten, ihm wenigstens Freundschaft zu bewahren. Wenn ich mal in Not käme, solle ich ihn rufen. Er stände jederzeit für mich bereit . . . Ach, daß ich die Mutter so früh verlieren mußte! Sie hätte mir sicher geholfen . . . Aber diese Ungewißheit ertrage ich nicht länger. Du mußt unbedingt mit dem Vater sprechen."

„Aber wie kann ich denn, wenn er mich hartnäckig abweisen läßt, sobald ich ihm einen Besuch machen will? . . . Ist er denn niemals allein zu Hause?"

„Nein. Allerdings — abends, wenn das Personal schlafen gegangen ist, sitzt er noch stundenlang, bis weit nach Mitternacht, vor seinem Schreibtisch und arbeitet."

„Soso. Wenn ich also um diese Zeit kommen würde, dann müßte er mir Rede und Antwort stehen."

„Aber natürlich. Hinauswerfen wird er dich nicht. Doch höre, Andre! Eben denke ich daran, daß heute abend nach sieben Uhr keins von unseren Mädchen mehr im Hause ist. Wie wäre es, wenn du dann — etwa um neun Uhr herum — kommen würdest! Ich lasse die Gartentür offen, und du erscheinst dann urplötzlich in Vaters Arbeitszimmer. Ich will natürlich nicht dabei sein . . ."

„Fabelhafte Idee! Ausgezeichnet. Also abgemacht. Heute abend um neun. Leb' wohl, Kleinchen!" — —

Aber als Lilo nach Hause kam, fand sie zu ihrem Schrecken den Vater reisefertig. „Ich muß noch heute abend nach Hamburg fahren. Ein großes Geschäft steht auf dem Spiel. Laß dir die Zeit nicht lang werden . . . Tut es dir denn so leid, daß du mal allein bleiben mußt? Na, schließ' nur alles gut zu, ehe du zu Bett gehst. Also, auf Wiedersehen!" —

Lilo hatte Mühe, ihre Enttäuschung zu verbergen. Ein unerklärliches Gefühl der Bangigkeit beschlich sie. Aber nur einen Augenblick. Dann brach der Frohsinn achtzehnjähriger Jugend wieder durch. Würde sie doch bald wieder mit dem Liebsten zusammen sein!

Als die neun Schläge der Standuhr in dem dunklen Arbeitszimmer verhallt waren, saß das junge Mädchen wartend am Fenster und blickte in den regennassen Garten hinaus. Heulend fuhr der Wind um das stille Haus. Der arme Kerl! Daß er durch dieses scheußliche Wetter mußte! Wo er nur blieb? Diese Künstler können eben niemals pünktlich sein. Aber schade war es doch, daß die Unterredung mit dem Vater nun doch wieder hinausgeschoben wurde. Lilo zweifelte nicht daran, daß es dem Geliebten gelingen würde, durch das Feuer seiner Beredsamkeit, durch die siegh afte Gewalt seiner Persönlichkeit den Starrsinn des Vaters zu überwinden. Fühlte sie selbst sich doch stets wie auf mächtigen Schwingen in eine höhere Welt davongetragen, wenn Andre ihr von seiner fernen Heimat im Ungarlande, von seinen Reisen durch die sonnigen Gefilde des Südens erzählte, die er mit dem Auge des Malers erschaut. Fast drohte ein Schwindel sie zu überkommen, wenn die feurige und doch ritterliche Zärtlichkeit des jungen Mannes sie umfing. Und zu denken, daß sie beinahe die Braut des biederen Gerhard geworden wäre, dieses braven, bärenstarken, aber im Grunde doch ziemlich spießerhaften Burschen. Ein Glück, daß es nicht zu spät war, als sie Andre kennen lernte! Wie herrlich mußte das Leben an seiner Seite sein.

Lilo versank in holde Träumereien. Die Augen fielen ihr zu. Lockende Bilder stiegen empor. Sie sah sich im Brautkleide vor dem Altar. Leise Musik ertönte . . . Aber dann, ach, was spielte der Küster schlecht. Welch kratzende Geräusche . . .!

Plötzlich war sie ganz wach. Aus dem Nebenzimmer kam ein Schleichen, Schaben, Kratzen . . . Was war das? Einen Augenblick drohte ihr das Herz still zu stehen. Einbrecher? Himmel, sie hatte ja die Türen aufgelassen . . . Für „ihn", für Andre . . .

Aber die Nerven der Achtzehnjährigen hielten stand. All ihre Selbstbeherrschung zusammen nehmend, schlich sie sich an die Tür zum Nebenzimmer: Da — vor dem Geldschrank bewegte sich ein dunkler Schatten . . . Der schmale Lichtkegel einer Blendlaterne fiel auf das Schloß . . .

Sollte sie um Hilfe schreien? Aber es würde sie ja niemand hören. Hier konnte nur einer helfen: Gerhard, der Starke, der Getreue. Gerd!!

Lautlos glitt das Mädchen zur Tür hinaus, drückte sie leise ins Schloß, horchte . . . Nur der Sturm heulte um das Haus. Rasch zum Fernsprecher. Die Nummer des Freundes kannte sie . . . Drüben meldete sich eine wohlvertraute Stimme: „In einer Minute bin ich da!"

Die Retter hatten leichtes Spiel. Vom Garten, von der Straße her drangen Polizeibeamte in das Haus. „Hände hoch!" Das Licht flammte auf. Irgend jemand riß dem Eindringling die Halbmaske vom Gesicht.

„Andre!" Ein Schrei aus Mädchenmunde. Dann sank Lilo ohnmächtig in Gerhards Arme.



Bunte Chronik



* **Der Feuerlöscher als Friedensstifter.** Daß die Feuerlöschapparate auch das Feuer des Temperaments zu löschen vermögen, beweist ein Vorfall, der sich jüngst in einer bayerischen Dorfgemeinde unweit der württembergischen Grenze zutrug. Bei einer Fahnenweihe hatten sich die Gemüter einiger Teilnehmer in einer Wirtschaft so erhitzt, daß sie mit Fäusten und Stuhlbeinen aufeinander losgingen. Der Wirt schickte nach dem Landjäger, der aber war in der anderen Wirtschaft des Ortes „unabkömmlich". Da der Gastwirt selber nicht die Kraft besaß, die Kampfhähne auseinander zu bringen, kam er auf einen originellen Gedanken, um Frieden zu stiften. Er holte aus dem Öhrn (Hausflur) den Feuerlöschapparat, hielt ihn mit der Düse in ein Fenster der Wirtsstube und löste die Plombe. Die Kampfhähne waren von dem kalten Wasserstrahl so überrascht, daß sie voneinander abließen. Mit Hilfe einiger Festteilnehmer, denen die Hitze noch nicht ganz zu Kopf gestiegen, gelang es, das „Feuer" völlig zu löschen" und die Ruhe wiederherzustellen. Die originelle Brandlöschung sprach sich weit und breit herum und die Folge davon war, daß sich die Wirte der Umgegend jetzt auch einen Feuerlöscher, „für alle vorkommenden Fälle", gekauft haben.

Lustige Rundschau



* **Gemütlichkeit.** Der Volkskommissar Alexejew wollte sich bei den Bauern beliebt machen. Er wohnte zeitweise auf dem Dorfe und lief in Dorftracht umher. — Neulich, in einem ukrainischen Dorfe, ritt er auf einem Esel umher. Vor dem Bauern Pawel hielt er und sagte: „Na, Pawel!" — Pawel erwiderte grinsend: „Na, ihr beiden . . .!"

* **Selbsterkenntnis.** „Welche Grabinschrift wünschen Sie nun für Ihren Mann?" fragt der Steinmetz, nachdem der Grabstein ausgewählt worden ist. — „Ruhe in Frieden, bis wir uns wiedersehen", antwortete die Witwe Busch.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.